

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 8 (1940-1941)
Heft: 6

Artikel: Begegnung mit Irland
Autor: Stamm, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-758169>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Begegnung mit Irland

Von Rudolf Stamm

Wer das Glück hat, bei gutem Wetter von Holyhead kommend sich dem zu Dublin gehörigen Hafen Dunleary zu nähern, dem bietet das aus dem Meer auftauchende Irland einen viel gefälligeren Anblick als die flachen nördlichen Ränder unseres Kontinents oder die abweisenden Steilküsten des südlichen Englands. Zwar schliessen links und rechts die felsigen Vorsprünge des Bray Head und der düsteren Halbinsel Howth den Prospekt ab; dazwischen aber steigen, nicht weit von der Uferlinie entfernt, freundliche grüne Hügel und Berge auf, deren Gipfelinien sich in sanften und doch lebendigen Schwüngen vom Himmel abzeichnen. Aber nur wenige Besucher können vor ihrer Landung in Dunleary dieses prächtige Bild geniessen. Das unbeständige regenreiche Klima macht eine Landung bei Regen und Nebel nach einer unruhigen, die Nerven belastenden Ueberfahrt zum gewöhnlichen Anfangserlebnis. Das ist schade; denn der aus dem gepflegten Westend Londons kommende Reisende, der eben noch in einem raschen, untadeligen Zug England durchquert hat, wird fast notwendigerweise nach der Landung in Dunleary eine Reihe von Enttäuschungen erleben. Die Bahn, welche ihn in die Hauptstadt des irischen Freistaates hineinbringt, schaukelt mit aufreizender Langsamkeit der Dubliner Bucht entlang. Das Taxi, das ihn — nach einem lebhaften Streit des Inhabers mit einem Kollegen um die Beute — am Bahnhof von Dublin aufnimmt, zeigt einen Zustand malerischer Verlotterung. Der bescheidene Sauberkeitsgrad der Strassen, die schwerfällig auf abgenutzten Geleisen dahertorkelnden Tramwagen, das sind ein paar der kleinen Dinge, an die man sich gewöhnen muss, die dazu beitragen, Dublin etwas vom Charakter eines nördlichen Neapels zu geben. Dieser Eindruck verstärkt sich beim Streifen durch die Stadt. In unmittelbarer Nähe von normalen grosstädtischen Quartieren, von blumenreichen gepflegten Parks, von repräsentativen Gebäuden aus dem 18. und 19. Jahrhundert, finden sich Gegenden, die man kaum anders denn als Slums bezeichnen kann. Wer zum Beispiel das Abbey Theater, die Wiege des modernen anglo-

irischen Dramas, besuchen will, findet dieses anspruchslose Haus am Rand eines Quartiers, dessen Strassen zwar nicht schmal, dessen Häuser nicht schlecht gebaut sind, das aber ungeheuer übervölkert ist. In einem Haus für drei Familien leben deren sechs oder neun, was zur Folge hat, dass ein grosser Teil dieser Leute seine freie Zeit auf der Strasse verbringt. Da hängen in den Stunden nach Feierabend ganze Menschentrauben aus den verwahrlosten, zerschundenen Hausgängen heraus. Auf den Treppenstufen, die zur Strasse hinabführen, sitzen die alten, in schwarze Tücher gehüllten Weiblein, bei ihnen schwatzende Mütter mit Säuglingen auf den Armen; die jüngeren Leute, oft sauberer gekleidet als es zu ihrer Umgebung zu passen scheint, schlendern umher, während Kinder aller Altersklassen und aller Grade der Schmutzigkeit auf den Trottoirs und auf der Strasse herumtollen. An warmen Sommerabenden brütet über dieser Szene eine schwere, an Staub und unbeschreiblichen Gerüchen überreiche Luft.

Die erwähnten Dinge gehören zu dem, was der kritische Engländer und der auf das Praktische eingestellte Amerikaner ganz einfach die Nachlässigkeit und Schmutzigkeit der südirischen Bevölkerung nennt. Wir möchten sie für unerfreuliche Aspekte der freieren, leichteren Auffassung von den Dingen des praktischen Lebens nehmen, welche dem Iren eigen ist. Sie hat auch ihre erfreulichen Seiten. Den Fremden zieht bald die Zutraulichkeit und Gastfreundlichkeit der Bevölkerung an. Er lernt zu lächeln über die Nonchalance, mit welcher die Iren den Gesetzen und Regelchen gegenüberstehen, die man im durchorganisierten modernen Leben überall antrifft. Diese mag ein Ueberrest sein aus den langen Perioden, während denen die Iren englischem Gesetz trotzen. In der Verordnung über die Zulassung von Fremden zu den Sitzungen des irischen Senats steht z. B., dass diese nur erfolgen könne, wenn der Besucher im Besitze einer Empfehlung eines Senators sei. Erscheint aber ein Fremder ohne eine solche Empfehlung, so wird er auch ohne weiteres zugelassen. Ganz ähnlich steht es mit den Bedingungen, die man dem Buchstaben nach zu erfüllen hätte, um Leser in der irischen Nationalbibliothek zu werden. Der persönliche Eindruck, der gesunde Menschenverstand gibt den Ausschlag und nicht, was in einem Reglement geschrieben steht. Auch der

Spaziergänger in den Wicklow Mountains muss das wissen; er darf sich nie durch Absperrungen und Verbottafeln von der direkten Verfolgung seines Ziels abbringen lassen, da er sonst vielleicht entdecken müsste, dass es einen absolut legalen Weg zu einem Ausflugsziel gar nicht gibt.

Aber wie gesagt, die unerfreulichen Seiten der irischen Haltung fallen dem Ankömmling in Dublin zuerst auf. Daran sind zum guten Teil die gedruckten und die lebendigen Führer durch Irland und seine Hauptstadt schuld, welche die Erwartungen des Gastes immer ein wenig höher spannen, als es der Wirklichkeit eigentlich entsprechen würde. Dies ist durchaus keine zufällige Erscheinung. Sie weist auf etwas ganz Grundlegendes in den Iren und ihren Freunden. Sie besitzen eine Weise, die irische Landschaft, die Menschen und ihre Werke anzuschauen, die sich durchaus unterscheidet von der des kühl messenden und vergleichenden Fremdlings. Niemand erscheint den Iren unsympathischer als der reichgewordene amerikanische Abkömmling eines armen Auswanderers, der in das Land seiner Vorfahren zurückkommt und so gar kein Verhältnis mehr zu ihm hat. Ein solcher Amerikaner findet eigentlich wenig zu loben am irischen Freistaat — im noch zu England gehörigen Nordirland liegen die Dinge anders —. Von der Landschaft, selbst von berühmten Schönheitpunkten wie Killarney, kann er nur sagen, dass sie oft monoton, kahl und in peinlicher Weise melancholisch sei, vom Standpunkt der Fremdenindustrie aus gar nicht richtig erschlossen. Und was die Menschen angeht, so muss er oft die Primitivität ihrer Lebensweise, den Mangel an wirklich modernen Lösungen der praktischen Probleme bedauern. Auch die Iren und ihre Freunde geben zu, dass manches verbesserungsbedürftig sei, aber sie sprechen lieber von andern Dingen. Für sie ist die grossenteils herbe, verschlossene, an auffälligen Effekten allerdings arme Insellandschaft durch einen Nuancenreichtum, der mit dem beständigen, raschen Wetterwechsel zusammenhängt, unendlich zaubervoll. Sie sind froh, dass die weiten Weidflächen, die Moorgegenden, die Heiden der Wicklow Mountains, die felsigen, zerrissenen Berge des Südens mit ihren wilden Abstürzen ins Meer und die kahlen Inseln des Westens, die dem Ansturm des Atlantischen Ozeans zuerst ausgesetzt sind, noch verhältnismässig unberührt dalie-

wel

dass 370

der

gen. Sie bedauern es nicht, dass man diese Gegenden den Gästen zwar zugänglich gemacht, aber nicht im Sinne der Fremdenindustrie für sie zubereitet hat: durch Errichten von Weglein und Bähnlein, von Bänklein an Aussichtspunkten und von vielen grossen und kleinen Hotels. Die irische Natur ist ein ideales Anschauungsmaterial für das, was man den schöpferischen Blick des Iren nennen könnte, eine Sehweise, die das Geschaute reicher und schöner macht. In dieser poetischen Fähigkeit kann man eine der Waffen erblicken, mit denen sich die Iren im Verlaufe ihrer langen, widrigen Geschichte behauptet haben. Das Elend des Landes half wohl mit, die Leute so sehen zu lehren, statt zu verzweifeln. Wenn man unter der Führung eines Iren die Insel bereist, so erfährt man, wie diese Sehweise die Landschaft durchdringt, bereichert, erlebbarer macht. Wo immer eine seltsame, deutbare Felspartie auftritt, hat die Phantasie sie auf die eine oder andere Weise interpretiert. Zu vielen Orten gehören Sagen und Geschichten, die sich mit der frühen keltischen Zeit beschäftigen. An andere knüpft sich ein nicht zu ernst zu nehmender Aberglauben. Steine, bei denen es sich empfiehlt, laute oder stumme Wünsche zu tun, Brücken mit ähnlichen wunscherfüllenden Fähigkeiten sind häufig. Am berühmtesten ist wohl der Blarney Stone, der sich oben auf der hochragenden Ruine des Blarney Castle an einer recht verzwickten Stelle befindet. Wer die süsse Gabe der Beredsamkeit gewinnen will, der muss sich, auf dem Rücken liegend, von zwei hilfreichen Mitmenschen über den Abgrund von etwa 50 Metern vorschieben lassen und dann, indem er den Kopf stark zurückbiegt, den wunderkräftigen Stein küssen. Und der Besucher des Schlosses, der sich mit aufgeklärtem Achselzucken weigert, diese Prozedur durchzumachen, ist in den Augen seines irischen Begleiters ein blöder Spielverderber, wenn nichts Schlimmeres. Eine weitere Quelle der Bedeutsamkeit der irischen Landschaft sind die historischen Erinnerungen. Das Gedächtnis des Volkes für alte Vorfälle, besonders solche, bei denen die Engländer eine üble Rolle spielten, ist bewunderungswürdig. Immer wieder hört man Sätze wie die folgenden: „Hier metzelte Cromwell Frauen und Kinder des eroberten Wexford nieder.“ „Hier schlossen die Generäle Wilhelms III. den Vertrag, der ihnen Limerick in die Hände lieferte und der

nachher gebrochen wurde." „Hier fochten die Rebellen von 1798 ihren letzten, vergeblichen Heldenkampf". Dieses Erinnerungsvermögen gehört zu dem, was die Engländer, die gerne das Vergangene begraben und vergessen möchten, nachträglich und zänkisch finden an den Iren.

Um nun kein falsches Bild zu bekommen, müssen wir uns eines Zuges im Irländer erinnern, der zunächst dem über seine poetische Sehweise Gesagten durchaus zu widersprechen scheint. Nicht vergebens enthält die moderne irische Literatur neben den Werken, die sich mit altirischem Sagengut beschäftigen, mit fernen Geschichtsereignissen, mit Traumgebilden und vieldeutigen Symbolen, andere, die einen stark realistischen Ton haben, die das gegenwärtige Leben ohne jede Schönfärberei darstellen. Diese Dramen und Erzählungen entsprechen dem konträren Zug im Irländer, auf den wir hinzielen. Er ist nämlich alles andere als ein weltfremder Träumer. Im Bereich des Alltags, des Geschäfts, kann er sogar einen ausserordentlich scharfen Blick für das Praktische und Nützliche entwickeln, eine manchmal übertriebene Vehemenz beim Verfolgen des eigenen Vorteils. Auch diese Eigenschaft wird verständlich beim Blick auf die Geschichte des Landes, während der es oft der äussersten Anspannung des Erwerbstriebs bedurfte, um das zum Leben Allernotwendigste herbeizuschaffen. Selbstverständlich herrscht im einen Individuum der erste der zwei gegensätzlichen Züge, die wir erwähnt haben, vor, im andern der zweite. Zur Gesamtcharakteristik des Volkes gehören sie beide.

Sie spiegeln sich aufs Schönste in den Briefen aus dem Publikum, die in den Dubliner Zeitungen erstaunlich häufig zu lesen sind. Auch bei uns steht ja hin und wieder eine Mitteilung aus dem Publikum in der Zeitung. Meist gibt in ihr ein Mitbürger in etwas angestrengtem, feierlichem oder entrüstetem Ton eine Ueberzeugung der Oeffentlichkeit kund; in Dublin ist das Verfahren von „Letters to the Editor" eine verbreitete und mit Leidenschaft gepflegte Volkskunst. Die *Evening Mail* füllt täglich eine ganze Seite mit ihnen. Nur ein kleiner Teil dieser Briefe entsteht, weil der Schreiber unbedingt etwas sagen will. Bei vielen kommt es auf die schlagfertige Antwort, die witzige Wendung, mehr an als auf das jeweilige Thema der Diskussion. Haben die Dubliner Mädchen einen eleganten Gang,

oder nicht? Ist der ledige oder der Ehestand vorzuziehen? Hat die neue Bürgermeisterin von Dublin recht daran getan, ein Bildnis der Königin Viktoria aus ihrer Amtswohnung zu entfernen, oder nicht? Hat die gälische Sprachbewegung Aussicht auf Erfolg? Das sind einige der Fragen, mit denen sich die debattierlustigen Dubliner wochenlang abgeben können. Spielerische und ernsthafte, paradoxe und grundvernünftige, phantastische und nüchterne Antworten werden gegeben und von den Kennern gebührend gewürdigt. Die Debattierfreude, welche sich so harmlos ausdrückt, war übrigens während Jahrzehnten eines der politischen Krebsübel im Land. Aus dem schlagfertigsten, unübertrefflichsten Debattierer machten die Iren ihren politischen Führer. Sie verliebten sich so sehr in das Wie seiner Rede, dass sie für das Was taub wurden. Dementsprechend wurde das politische Leben zum applausbegleiteten Redewettkampf, für manchen wortkargen Engländer zu etwas ungeheuer Verächtlichem.

Hinter den vergnüglichen Debatten in den Dubliner Zeitungen zeichnet sich oft auch sehr Ernsthaftes ab, besonders wenn sie das politische Gebiet berühren. Da zeigen sie manchmal mit aller Deutlichkeit, wie zerrissen das irische Volk in seiner Haltung zum modernen Freistaat noch immer ist. Zum Beispiel die Angelegenheit des Portraits der Königin Viktoria, das im Sommer 1939 seinen angestammten Platz in der Residenz des Bürgermeisters verlassen musste, weil es das nationale Gefühl der neuen Inhaberin verletzte. In den Augen der englandfreundlichen Iren, die grollend abseits vom Freistaat stehen, war die Entfernung des Bildes ein Akt vulgärer Pietätlosigkeit, charakteristisch für die Person, welche ihn anordnete. Mit Bitternis deuteten diese Kreise an, dass die neue, gänzlich verdienstlose Bürgermeisterin ihren Posten nur bekommen habe, weil sie die Witwe eines der 1916 von den Engländern hingerichteten Rebellen sei. Die Gegenseite aber, die freistaatlich gesinnten Iren, jubelten dem kleinen symbolischen Akt zu, der angesichts der Zurückhaltung, welche Viktoria ihren irischen Untertanen gegenüber gezeigt habe, mehr als gerechtfertigt sei. Heissporne begannen, mörderische Gedanken auf die nicht eben schöne Monumentalstatue der Königin zu richten, welche vor dem Senatsgebäude steht.

In einer kleinen Frage sind da die zwei wichtigsten gegnerischen Gruppen aufeinander gestossen, die im Lande bestehen: die Englandfreunde, welche die Errichtung des souveränen Freistaates nicht billigen. Sie sind unter den Begüterten, wirtschaftlich Führenden zu suchen; sie sind meist anglikanische Protestanten. 1923, als der Freistaat entstand, hat diese Gruppe sich sehr zum wirtschaftlichen Schaden des Landes durch Abwanderung verkleinert. Ihr gegenüber steht die breite Masse, vorwiegend katholischen Glaubens, die dem neuen Zustand der Dinge anhängt. Für sie sind die 1916 hingerichteten Rebellen Nationalhelden. Sie folgen De Valera, einem der nicht hingerichteten Rebellen, und sehen in der Begründung eines einheitlichen, politisch fast unabhängigen Irlands, ein verpflichtendes Ziel. Es ist gut hier beizufügen, dass durchaus nicht alle irischen Nationalisten von einem blinden Hass gegen alles Englische erfüllt sind. Der Hass richtet sich meist ausschliesslich auf die politische Bevormundung durch England und ist der Anerkennung wertvoller Eigenschaften der Engländer nicht im Wege. Es sind auch nur Fanatiker, die England zumuten, es müsse der westlichen Insel die 100%ige aussenpolitische Bewegungsfreiheit geben, die nicht einsehen, dass das Aeusserste, was England den Irländern im Kriegsfall, ohne Selbstmord zu begehen, gestatten kann, die neutrale Haltung ist, welche es heute einnimmt. Die klügeren Iren wissen überdies England als natürlichen Absatzmarkt für die vorwiegend landwirtschaftlichen Produkte der Insel und als fähigen Kreditoren sehr wohl zu schätzen.

Für die Regierung des Freistaates wird die Lage dadurch besonders schwierig, dass die Nationalisten alles andere sind als eine einheitliche Gruppe. Sie muss mit Schmerzen erfahren, was es heisst, ein Volk zu regieren, das sich in der Kunst der Opposition während Jahrhunderten ausgebildet hat, zu dessen politischer Lebensform die Opposition geworden ist. Die Schwierigkeiten, welche die Irish Republican Army durch ihre terroristischen Methoden De Valera bereitet hat, sind in unserer aller Erinnerung. Der Unterschied zwischen dem offiziellen Irland und den Extremisten betrifft in erster Linie die Methoden des Vorgehens, aber auch die letzten politischen Ziele. Der offizielle Unabhängigkeitsdrang auferlegt sich die Beschränkun-

gen, welche die Lage Irlands einfach notwendig macht, obwohl die Extremisten sie nicht anerkennen wollen. Einmütigkeit zwischen den zwei Gruppen besteht aber in Bezug auf Nordirland. Vor Ulster in irgendeiner Form dem Freistaat einverleibt ist, wird das Verhältnis zwischen den zwei Inseln kaum je ganz gesunden können.

Die Frage drängt sich nun auf, woher denn überhaupt der Gegensatz zwischen den zwei Nachbarvölkern, dem grossen England und dem kleinen Irland komme. Darauf gibt es nur eine historische Antwort, die wir in ihrer ganzen Länge nicht geben können. Wir möchten aber davor warnen, den Grund etwa im Rassischen zu suchen. Im westlichen Irland gibt es zwar Distrikte, die eine vorwiegend keltische Bevölkerung aufweisen, welche noch die gälische Sprache spricht. Entsprechende Distrikte gibt es aber im Westen und Norden von Grossbritannien auch. Was die Zusammensetzung der Gesamtbevölkerung betrifft, kann höchstens vermutet werden, dass das keltische Element in Irland ein wenig stärker beteiligt ist als in England. Dieser geringe Unterschied kann aber nicht als Grund für die anglo-irische Spannung angeführt werden. Er ist in einer Reihe geschichtlicher Tatsachen zu suchen. Die wichtigste von ihnen sei erwähnt. Die Unterwerfung der irischen Insel durch die Engländer im 12. Jahrhundert ist eine halbe Massnahme geblieben. Nur der Osten wurde politisch und kulturell für England gewonnen, in den freigebliebenen westlichen Teilen lebten die älteren keltischen Traditionen weiter und übten sogar auf die anglisierten Gebiete immer wieder eine starke Faszination aus. In den auf das 12. folgenden Jahrhunderten haben die Engländer oft versucht, das anfänglich Versäumte nachzuholen, ganz Irland, ähnlich wie Wales, wirklich in ihren eigenen Lebenskreis zu bekommen. Sie wandten dabei mehrfach die grausamsten Mittel an, ohne ihr Ziel je zu erreichen. Zum Beispiel die Verbannung, ja Ausrottung der irischen Bewohner ganzer Gebiete und die Ansiedelung von Engländern in Irland. Das geschah besonders in Ulster und erklärt, warum heute dort grosse Bevölkerungsteile England treu sind und vom Freistaat nichts wissen wollen. Als in England, nicht aber in Irland, die Reformation durchgeführt wurde, vergiftete sich das Verhältnis zwischen den zwei Ländern weiter. Das Bewusstsein, etwas

Anderes und Besonderes zu sein, verstärkte sich auf der westlichen Insel. Es ist durch die zahlreichen Auseinandersetzungen mit England über politische, kirchenpolitische und wirtschaftliche Einzelfragen in der Folgezeit immer wieder genährt worden. Auch im 19. Jahrhundert ist es nicht zur Ruhe gekommen, obwohl damals führende Engländer sich aufrichtig bemühten, Irland gerecht zu werden. Der Absonderungswille der westlichen Insel war damals fast ausschliesslich auf das Politische gerichtet. In den letzten 60 Jahren hat er eine Verstärkung dadurch erfahren, dass die Erinnerung an die keltische Tradition des Landes durch die Bemühungen von Gelehrten und Dichtern wieder auflebte, dass Irland sich als das keltische Land mit einer eigenen kulturellen Aufgabe zu fühlen begann. Charakteristischerweise finden sich unter den Vorkämpfern dieser Bewegung Männer rein angelsächsischer Abstammung. Die so verstärkte nationalistische Bewegung, verbunden mit revolutionären Tendenzen in der irischen Arbeiterschaft, hat während des Weltkriegs zum zunächst unglücklichen Aufstand gegen England geführt, der Jahre blutigen und wüsten Kampfes zwischen Iren und Engländern und dann zwischen den gemässigten und den extremistischen Iren nach sich zog. Aus diesem Ringen ist 1923 der Freistaat hervorgegangen, den nur noch wenige und seither gelockerte Bande an England knüpfen.

Wohl der eigenartigste Aspekt dieses Staates ist sein Versuch, das Ideal eines keltischen Irlands in die Wirklichkeit umzusetzen. Selbstverständlich sollte ein solches die alte Sprache des Landes, das Gälische, sprechen. Unglücklicherweise ist aber diese Sprache, die sich mit grosser Zähigkeit bis ins 19. Jahrhundert bei der Mehrzahl der Iren erhalten hat, seit 1820 vor dem Englischen rasch zurückgewichen. Ein nur mit Englisch arbeitendes Volksschulsystem und die Gleichgültigkeit der irischen Patrioten selbst, die bis etwa 1890 anhielt, hat dieses bedauerliche Resultat gezeitigt. Obgleich seit 1890 die Enthusiasten der gälischen Liga ihr Möglichstes getan haben für das Weiterleben der Sprache, trat die Regierung des Freistaates 1923 ein gründlich angliisiertes Irland an. Was die Sprache angeht wenigstens. Nur in einigen südlichen und westlichen Gebieten war das Gälische noch die Sprache von Bauern und Fischern. Die Regierung tat und tut ihr Möglichstes, um diese Bezirke

wieder zu erweitern. Die Schulen, welche im letzten Jahrhundert dem Irischen zum Verderben geworden sind, sollen nun seine Rettung sein. Irisch ist ein wichtiges Schulfach. Alle Lehrer müssen es beherrschen. Die Strassen- und Ortsnamen stehen in englischer und in gälischer Sprache auf den Schildern. Die Zeitungen bringen gälische Artikel. Aber hier wie anderswo scheint Zerstören leichter zu sein als Aufbauen. Ein rechter Erfolg dieser Bemühungen lässt sich noch nicht beobachten. Die zahlreichen kaltschnauzigen Utilitarier in Irland haben nichts als Spott für sie. Die vielen, denen die Opposition gegen Regierungsmassnahmen noch unausrottbar tief im Blute liegt, betrachten die offiziell empfohlene Sprache mit Misstrauen.

Mit oder ohne gälisch, trotz aller noch vorhandenen inneren Spannungen und Schwierigkeiten, ist der irische Freistaat ein Gebilde, das die Sympathien des kontinentalen Kleinstaatlers weckt. Er verspricht, sich im kommenden Jahrzehnt weiter zu konsolidieren und, nach Erledigung der Ulsterfrage, auch den Weg zu normalen Beziehungen zum Schwesterland England zu finden.